

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 32/3 (2005)

DOI: 10.11588/fr.2005.3.63900

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Fontainebleau, den Archiven des Rectorat de Paris, den Archives départementales, bergen andere Institutionen aussagekräftige Archivalien, so in bezug auf die Baumaßnahmen, die Altersversorgung des Lehrpersonals oder die Straffälligkeit von Schülern etc. Heute wird, seit die Dezentralisierung zum allgemeinen Credo der Politik avanciert ist, allgemein angestrebt, die Quellenbestände in den jeweiligen Departements und möglichst in den Schulen selbst zu belassen.

Eine Schwierigkeit in der Sichtung der Quellen betrifft das Auffinden der Signaturen. Auch hierbei leistet der vorliegende Band wertvolle Unterstützung. Faktoren der systematischen Erfassung werden erläutert, Gesichtspunkte der Inventarisierung und der Katalogisierung geklärt, Signaturreihen in den für das Schulwesen zuständigen Zentralarchiven angegeben. Zudem bieten einige der elf Beiträge, die fast alle aus der Feder von Konservatoren stammen, Einblick in Beispiele laufender Forschungsvorhaben.

Elisabeth BOKELMANN, Essen

Gabriele LINGELBACH, *Klio macht Karriere. Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2003, 819 S. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 181).

Das Buch über die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Frankreich und den USA zwischen 1860 und 1910 stellt eine der wichtigsten historiographischen Veröffentlichungen der letzten Jahre dar. Lingelbach, Assistentin für Neuere Geschichte an der Universität Trier, bietet in der stark gekürzten Druckfassung ihrer bei Jürgen Kocka und Étienne François entstandenen Berliner Dissertation einen tiefen strukturgeschichtlichen Überblick über die Entwicklung von historischer Forschung, Geschichtsschreibung und historischer Lehre in beiden Ländern. Diese Entwicklung verlief von den unreglementierten Anfängen der Geschichte als Teilgebiet von Altphilologie oder Moralphilosophie ohne eigene Lehrstühle und organisatorischen Unterbau, anerkannte Karrierewege sowie definierte Themengebiete und Methoden hin zu einer universitär fest verankerten wissenschaftlichen Disziplin. Angestoßen wurde der Professionalisierungsprozeß in beiden Ländern durch äußere Einflüsse: in den USA durch den Bürgerkrieg von 1861–1865, in Frankreich durch die Niederlage im Krieg gegen Deutschland von 1870/71. Er erreichte im ersten Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende einen vorläufigen Abschluß.

Das Buch ist trotz seines Umfangs durch die streng durchgehaltene und übersichtliche Gliederung leicht erschließbar. Auf Einleitungskapitel über Geschichtsschreibung und Lehre in Frankreich und den USA vor 1860 sowie die gesellschaftlichen und universitären Rahmenbedingungen folgen im Hauptteil vier parallel laufende Abschnitte, die sich mit der Organisationsbildung innerhalb und außerhalb der Universitäten, der Professionalisierung des historischen Berufsfeldes, der Standardisierung von Lehre und Forschung und der Disziplinbildung der Geschichtswissenschaft in Abgrenzung zu Vorläufer-, Nachbar- und Konkurrenzdisziplinen (z. B. Politologie in den USA, Soziologie in Frankreich) beschäftigen. Ein vergleichend-analytisches Schlußkapitel rundet den Text ab, der noch durch einen Anhang von 61 Tabellen und Übersichten ergänzt wird. Das Untersuchungsfeld umfaßt nicht das gesamte Spektrum tertiärer Bildungseinrichtungen – vor allem für die USA angesichts mehrerer hundert Colleges unterschiedlichsten Zuschnitts völlig ausgeschlossen –, sondern konzentriert sich auf acht französische und vier amerikanische, sorgfältig ausgewählte Fallbeispiele: die Faculté des lettres in Paris, die École normale supérieure, die École nationale des chartes, das Collège de France, die École pratique des hautes études, die École libre des sciences politiques sowie die historischen Auslandsinstitute in Rom und Athen für Frankreich und die reformorientierte University of Michigan im Mittleren Westen, die 1868

neu gegründete Cornell University, die Johns Hopkins University, 1876 (als erste dezidiert forschungsorientierte amerikanische Universität ebenfalls eine Neugründung) und schließlich die altetablierte Harvard University für die USA.

Lingelbachs Studie stellt ein überzeugendes Plädoyer für eine Historiographie dar, die sich nicht in Ideengeschichte und der Diskussion der Bücher großer Männer erschöpft, sondern das organisatorische und institutionelle Umfeld der Geschichtswissenschaft in den Mittelpunkt der Analyse stellt. Der Blickwinkel des Buches leitet sich auch ab aus dem Bemühen um die Widerlegung der These von der »Modellfunktion« der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jhs. für die internationale historiographische Entwicklung. Für die Autorin waren es die unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die vorhandenen institutionellen Strukturen und die »Pfadabhängigkeiten« in Frankreich und den USA, die einer Rezeption dieses Modells im Weg standen. Zwar verwiesen in beiden Ländern die Historiker immer wieder auf Elemente und Entwicklungen der deutschen Seite, aber diese Verweise erfolgten selektiv und hatten instrumentellen Charakter. Die Ergebnisse angeblich »deutscher« Reformen entsprachen in aller Regel nicht ihren Vorbildern. Die Überlegungen zu Möglichkeiten und Formen wissenschaftlichen Kulturtransfers, die im Text immer wieder aufgegriffen werden, sind nicht frei von aktuellen hochschulpolitischen Bezügen, die im Schlußwort auch angedeutet werden.

Die Autorin differenziert nicht nur zwischen ihren Fallbeispielen und Deutschland, sondern grenzt auch die Entwicklung in Frankreich von der in den USA ab. Der französische Zentralstaat mit seinem arbeitsteiligen, in Paris konzentrierten höheren staatlichen Bildungssystem und der langen Tradition eines humanistischen Bildungsideals unterschied sich grundlegend von der amerikanischen marktorientierten und geographisch differenzierten Mischung privater und regionalstaatlicher Colleges, deren organisatorische Gliederung und inhaltliche Schwerpunkte von den jeweiligen Universitätspräsidenten bestimmt werden konnten. Zu den zahlreichen spezifischen Elementen, die in diesem Zusammenhang für Frankreich und die USA diskutiert werden, können hier nur Stichworte aufgeführt werden: Die viel weniger weit zurückreichende Nationalgeschichte begünstigte in den USA die Neuzeitforschung, und die strikten Qualifikationsanforderungen für französische Geschichtschullehrer bestimmten dort die Lehre mit. Französische Lehrstühle waren enger und langfristiger definiert als die offenen amerikanischen Dozenturen. Die staatliche Förderung des Archiv- und Bibliothekswesens in Frankreich schuf günstigere Forschungsbedingungen und Arbeitsplätze für Historiker, wobei der Arbeitsmarkt in den USA im Untersuchungszeitraum insgesamt stärker expandierte. Aufgrund der späteren Verbeamtung hatten Prüfungen in Frankreich eher Auslese- als Initiationscharakter. Lehr-, Administrations- und Forschungsleistungen gewichteten sich unterschiedlich. Der Netzwerk- und Klientelbildung in Paris stand der losere Zusammenhang der Profession in den Weiten Amerikas gegenüber, der sich auch an einer stärker regionalen Schwerpunktsetzung der Arbeitsthemen im Gegensatz zur der nationalstaatlich-politikgeschichtlichen Orientierung der französischen Historiographie zeigte. Den differenzierten historischen Berufsbildern Frankreichs stand der geisteswissenschaftliche Abschluß des B. A. gegenüber, dessen allgemeinerer Charakter wiederum mit den geringen Eingangsqualifikationen amerikanischer Studenten zusammenhing. Schließlich stand der ideologisch und sozial weitgehend homogenen Schicht der Universitätslehrer in den USA in Frankreich eine viel stärker zersplitterte Elite gegenüber, was sich wiederum in stärker segmentierten Forschungsthemen, Spezialzeitschriften usw. widerspiegelte.

Diesen Unterschieden stehen aber auch wichtige Parallelen gegenüber: die Entstehung einer Organisationsstruktur aus Universitäten, Verbänden und Fachzeitschriften sowie außeruniversitären Forschungseinrichtungen, die Rolle der Geschichtsvereine, die Etablierung eines Normalkarriereverlaufs für Historiker, die große Bedeutung der Lehre, die auch mit dem fehlenden Zwang zur Habilitation zusammenhing, die Einführung von Seminaren als neuer Lehrform, der lebensweltliche Hintergrund des Interesses an Wirtschafts- und

Sozialgeschichte, methodologische Standards wie Quellennähe und Originalität, der Blick auf die Naturwissenschaften als mögliches theoretisches Vorbild und – im Gegensatz zu Deutschland – die Distanz zur Philosophie und damit zu dem wissenschaftstheoretischen Problem des Historismus.

Mit Blick auf die Institutionen- und Organisationsgeschichte läßt die materialreiche Studie somit keine Wünsche offen, aber kritisch anzumerken bleibt auch hier ein Grundproblem strukturgeschichtlicher Arbeiten: das relativ weitgehende Ausblenden von individuell handelnden Personen. Zwar kommen wichtige Vertreter der Disziplin – Andrew D. White, Charles K. Adams, Albert B. Hart in den USA, Ernest Lavisse, Gabriel Monod und Charles Seignobos in Frankreich – immer wieder zu Wort, aber individuelle Prägungen, Handlungsmotive usw. treten dabei doch hinter die Zwänge des institutionellen Überbaus zurück. Damit im Zusammenhang steht, daß der Kampf gegen die These vom »deutschen Modell« gelegentlich überzogen wirkt, wenn jedwede Möglichkeit der Übernahme von oder Orientierung an einzelnen Elementen bestritten wird. Hier wäre eine stärker individualisierte Betrachtungsweise, die die Bandbreite unterschiedlicher Formen von Kulturtransfer berücksichtigt, von Vorteil gewesen. Beides sind aber eher Fragen der Perspektive und der Forschungsinteressen und tun der Leistung der Autorin keinen Abbruch. Eine weite Verbreitung der Ergebnisse, insbesondere durch eine Übersetzung ins Französische oder Englische, ist dem Buch auf jeden Fall zu wünschen.

Christoph STRUPP, Washington D.C.

Wilhelm FÜSSL, Helmuth TRISCHLER (Hg.), *Geschichte des Deutschen Museums. Akteure, Artefakte, Ausstellungen*, Munich (Prestel) 2003, 456 p.

Sans doute sera-t-on étonné de trouver en ces pages une notice sur ce musée qui, malgré son qualificatif de »national« et sa volonté permanente de se hausser et de se maintenir à ce niveau, n'a jamais eu de vocation militaire proprement dite. C'est à l'occasion du centième anniversaire de la création du Musée, en 1903, situé sur une île de l'Isar et proche de Munich, fondé sur l'initiative de Oskar von Miller avec l'approbation du prince Louis de Bavière, devenu le roi Louis III, que l'ouvrage dont je tenterai de rendre compte fut publié.

On connaît certes le Palais de la Découverte créé à Paris en 1900 et le Conservatoire des Arts et Métiers, pour ne citer que ces deux exemples, mais l'origine du Deutsches Museum peut se rattacher aux diverses expositions (universelles souvent) qui se tiennent en Europe au XIX^e siècle et qui eurent pour thèmes l'évolution des techniques, non sans servir au prestige national. L'ère positiviste, prégnante des extraordinaires progrès scientifiques et l'espoir en leur traduction dans les domaines de l'hygiène, de la santé publique, des communications et des transports, entre autres, firent de ces expositions la vitrine du monde moderne. Aussi, pour suivre ces développements et en faire des ensembles muséographiques – de l'exploitation minière du XIX^e siècle à la navigation nucléaire en passant par un planétarium tenant compte du spoutnik – il fallait des équipes aux connaissances les plus vastes. Et puis, quels étaient les objectifs que devaient poursuivre ce musée: devenir une caverne d'Ali Baba, un dépôt géant, un lieu de vulgarisation scientifique à l'attention d'écoles secondaires, le reflet d'un ego nationaliste caractéristique d'une époque – comme la construction navale sous Guillaume II – ou bien encore un espace consacré aux merveilles de l'industrie?

Il semble bien que dès que les bâtiments principaux furent progressivement construits, de 1903 à 1925, et que les structures administratives et les divers conseils scientifiques furent établis, et aussi avec en arrière-plan des représentants des branches les plus avancées de l'industrie (corps des ingénieurs, chimie, électrotechnique, mécanique des fluides, etc. ...) la direction du musée se soit orientée vers l'aspect pédagogique et didactique. Si depuis vingt ou trente ans la muséographie s'appuie toujours plus sur la scénographie, rendant aux